

Zum Geleit

Liebe Freunde des Hauses Königstein!

Heuer ist es genau ein Vierteljahrhundert her, dass die kommunistische Herrschaft in der damaligen Tschechoslowakei ein Ende fand. Sichtbares Zeichen für diese historische Wende war der Besuch von Papst Johannes Paul II., der am 23. April 1990 nach Prag kam. Bis dahin hatte der Papst nur seine Heimat Polen besuchen können.

Als ihn Präsident Havel am Flughafen begrüßte, sagte er dem Gast unter anderem, er wisse nicht, was ein Wunder sei, „aber dass Sie heute hier sind, ist wirklich ein Wunder!“

Nur wenige Europäer waren sich der Symbolik der Terminwahl dieses Papstbesuchs in Böhmen, Mähren und der Slowakei bewusst. Der 23. April ist der Festtag des hl. Adalbert von Prag, auf dessen 1000. Todestag sich die Kirche der Tschechoslowakei seit 1988 vorbereitete. Der Prager Kardinal Tomášek hatte 1988 alle Gläubigen zur Vorbereitung dieses Jubiläums aufgerufen und eine Jahresnovene und ein Jahrzehnt der geistlichen Erneuerung proklamiert. Jedes Jahr von 1988 bis 1997 stellte er mit einem Gebetsanliegen unter den Schutz von Heiligen der böhmischen Länder, auch sudetendeutscher Heiliger wie des Südmährers Klemens Maria Hofbauer aus Tasswitz und des hl. Bischofs Johannes Nepomuk Neumann aus Prachatitz im Böhmerwald.

Es heißt im Volksmund: Heilige verbinden die Völker. Das zeigt sich besonders deutlich bei unseren Heiligen. Der heilige Johannes von Nepomuk steht nicht nur auf der Prager Karlsbrücke und auf vielen Brücken in Österreich und Süddeutschland, sondern auch in vielen Kirchen Europas. Der hl. Adalbert ist ein wahrhaft europäischer Heiliger: Er war ein Weißer Kroat, wurde im deutschen Magdeburg erzogen und war dann Bischof in Prag. Geweiht zum Bischof wurde er vom Erzbischof von Mainz in Verona. Zum Mönchtum als Benediktiner entschloss er sich in Rom. Auf seinen Missionsreisen wirkte er in Ungarn, wo er den Fürstensohn Vajda taufte und firmte, der später als König Stefan der erste Heilige Ungarns wurde. Adalbert war auch in Polen, den Märtyrertod erlitt er bei den heidnischen Pruzzen. Die Briefmarke zu seinem 1000. Todestag 1997 erschien gleichzeitig in Tschechien, der Slowakei, Deutschland, Polen, Ungarn und bei der Vatikanpost.



Es war 1990 eine Überraschung, dass der Papst außer Prag und Pressburg auch das mährische Welehrad besuchte und dort eine außerordentliche europäische Bischofssynode ankündigte, die Ende 1991 tagte. Ein Ergebnis der Synode war das Dokument: „Christi Zeugen sein, der uns befreit hat“. Dieses zeigt Leitlinien auf, wie Europa aus seinen christlichen Wurzeln heraus zusammenwachsen muss. Professor Grulich hat darauf immer wieder hingewiesen und wird es in diesen Mitteilungen hoffentlich noch lange tun. Erst spät hat das westliche Europa die Bedeutung des polnischen Papstes für die Einigung des Kontinents erkannt und ihm einen außerordentlichen Europäischen Karlspreis von Aachen verliehen. Es war die Proklamation der beiden Slawenapostel zu Konpatronen Europas 1980, mit der Johannes Paul II. deutlich machte, dass er die Teilung Europas durch einen „Eisernen Vorhang“ als Ergebnis der Konferenz von Jalta nicht als endgültig und ewig ansah. Er war immer davon überzeugt, dass dieser Vorhang einmal fallen würde. Die Kirche hat dazu ihren Beitrag 1980 geleistet. In den Jahren 1995 und 1997 hat der Papst noch zweimal die Tschechische Republik besucht und ebenso zweimal die Slowakei und so die historische Bedeutung dieses ostmitteleuropäischen Raumes für die Kirche betont.

Darauf weisen wir immer wieder auch bei unseren Tagen der offenen Tür im Haus Königstein in Nidda und bei der Beratung unserer Besucher hin, seien es Heimatforscher, Studenten und auch Doktoranden. Möglich ist diese Arbeit nur durch Ihre Mithilfe und Ihre Spenden sowie durch die Mitarbeit unserer ehrenamtlichen Helfer und Freunde.

Sie finden in diesem Heft wieder interessante Beiträge zur Geschichte unserer Heimat und Einladungen zu zwei Fahrten, einer Wallfahrt zusammen mit dem Hilfswerk Kirche in Not und einer Studienfahrt nach Westböhmen. Desgleichen finden Sie die Termine und Themen unserer nächsten Tage der offenen Tür. Zu Pfingsten werden wir auf einem Informationsstand des Instituts beim Sudetendeutschen Tag in Augsburg unsere Arbeit vorstellen, auch neue Bücher, an denen wir noch arbeiten. Wir freuen uns schon jetzt auf Ihren Besuch und auf viele Kontakte und Gespräche.

Mit der Bitte um weitere Unterstützung unserer Arbeit und den Wünschen für ein gnadenreiches Osterfest verbleibe ich

Ihr



Pfr. Dr. Wolfgang Stingl
1. Vorsitzender und
Vertriebenenseelsorger des Bistums Mainz

Vor 180 Jahren: Tod des letzten Römischen Kaisers und Krönung des letzten böhmischen Königs

Als 1806 das Heilige Römische Reich Deutscher Nation durch die Niederlegung der Kaiserkrone durch den 1792 in Frankfurt gewählten und dort gekrönten Kaiser Franz II. ein Ende gefunden hatte, regierte derselbe Kaiser als Franz I. von Österreich weiter. Er starb vor 180 Jahren 1835. Da er sich 1804 zum Kaiser von Österreich erklärt hatte, werden er und seine Nachfolger als Kaiser neu gezählt. Wie Franz II. (als Römischer Kaiser) Kaiser Franz I. von Österreich war, so blieb er doch Franz II. von Böhmen. Sein Nachfolger Ferdinand I. (als Kaiser) ließ sich in Prag zum König von Böhmen krönen, wo er als böhmischer König Ferdinand III. war. Der letzte Habsburger Kaiser Karl I. war in Ungarn König Karl IV., in Böhmen Karl VI. und wenn es noch das Heilige Römische Reich Deutscher Nation gegeben hätte, so wäre Karl I. Karl VIII. gewesen. Denn nach dem Tode Karls VI., des Vaters Maria Theresias, konnte zwar seine Tochter 1740 die Herrschaft als Erbin in den österreichischen Erblanden und als Königin von Ungarn antreten, die Kurfürsten wählten aber 1742 nicht ihren Gemahl Franz von Lothringen zum Kaiser, sondern einen Wittelsbacher, der 1745 als Karl VII. starb. Erst dann wurde Maria Theresias Gatte als Franz I. zum Kaiser gewählt und gekrönt.

Der letzte Römische Kaiser Franz II. wurde 1768 als ältester Sohn des Großherzogs Leopold von Toskana in Florenz geboren. Leopold verwaltete die Toskana, die sein Bruder, Kaiser Joseph II., als Ersatz für Lothringen im Vertrag von Wien 1735 bekommen hatte. Nach dem Tod Josephs wurde Leopold 1790 selber Römischer Kaiser, starb aber schon 1792, worauf die Kurfürsten seinen Sohn Franz zum Kaiser wählten. Als solcher war er schon von seinem Onkel Joseph II. erzogen worden, der ihn als 16-Jährigen nach Wien als „Kaiserlehrling“ holte mit der Begründung, dass „Franz der Habsburgermonarchie gehöre und nicht dem Großherzogtum Toskana.“ Kaiser Joseph II. betonte damals: „Man kann nie einem Österreicher, einem Ungarn oder Böhmen erklären, was wirklich ein Landsmann ist, wenn man in Italien geboren und großgezogen wurde“. Auf Wunsch des Kaisers war der junge Franz im letzten österreichischen Türkenkrieg 1788 bis 1790 an den Kämpfen beteiligt und musste früher als erwartet schon 1792 die Würde und Bürde als König von Ungarn und Böhmen, als Herr der übrigen Länder der Habsburgermonarchie und als von den Kurfürsten gewählter Kaiser antreten. Es sollte die letzte Kaiserkrö-

nung in Frankfurt sein, bereits überschattet von der Kriegserklärung der Machthaber der Französischen Revolution. Es folgten die Koalitionskriege und der Verlust der österreichischen Niederlande.

Als sich Napoleon 1804 selber zum Erbkaiser von Frankreich ausrief, antwortete Franz II. mit der Proklamation des Kaisertums Österreich. So war Franz II. der einzige Doppelkaiser der Weltgeschichte, da er seit 1804 Erbkaiser von Österreich und gewählter Kaiser war, ehe er 1806 die römische Kaiserkrone niederlegte und dadurch das Heilige Römische Reich Deutscher Nation ein Ende fand. In Österreich blieb er Kaiser bis zu seinem Tode 1835. Nach seiner Proklamation als Erbkaiser von Österreich trug er (bis 1806) den Titel:

Wir Franz der Zweyte; von Gottes Gnaden erwählter römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer des Reiches, erblicher Kaiser von Oesterreich; König in Germanien, zu Jerusalem, zu Ungarn, Böhmeim, Dalmatien, Croatien, Slavonien, Galizien und Lodomerien; Erzherzog zu Oesterreich; Herzog zu Lothringen, zu Venedig, Salzburg, Steyer, Kärnthen und Krain; Großfürst zu Siebenbürgen; Markgraf in Mähren; Herzog zu Württemberg, Ober- und Nieder-Schlesien, Parma, Plazenza, Guastalla, Auschwitz und Zator, zu Teschen, zu Friaul und zu Zara; Fürst zu Schwaben, zu Eichstädt, Passau, Trient, Brixen, zu Berchtoltsgaden und Lindau; gefürsteter Graf zu Habsburg, Tyrol, Kyburg, Görz und Gradisca; Markgraf zu Burgau, zu Ober- und Nieder-Lausitz; Landgraf im Breisgau, in der Ortenau und zu Nellenburg; Graf zu Montfort und Hohenems, zu Ober- und Nieder-Hohenberg, Bregenz, Sonnenberg und Rothenfels, zu Blumeneck und Hofen; Herr auf der Windischen Mark, zu Verona, Vicenza, Padua etc. etc.

Der Kaiser war viermal verheiratet. Seine erste Frau war Prinzessin Elisabeth Wilhelmina von Württemberg, mit der er eine Tochter hatte, die aber als Kind bald nach dem Tode der Mutter starb. Seine zweite Frau war seine Kusine Maria Theresia von Neapel-Sizilien, die er 1791 zur Frau nahm. Die älteste Tochter aus dieser Ehe sollte später die Frau Napoleons werden, nämlich Marie-Luise, deren Sohn Napoleon schon in der Wiege zum König von Rom erklärt wurde und der jung als Herzog von Reichstadt starb. Obwohl der Sohn Napoleons nie herrschte, nannte sich 1852 der Neffe Napoleons ihm zu Ehren Napoleon III. Eine weitere Tochter Maria Leopoldine wurde als Gattin Pedros I. Kaiserin von Brasilien, sodass Kaiser Franz auch Vater zweier Kaiserinnen und Schwiegervater zweier Kaiser war. Sein ältester Sohn Ferdinand wurde 1835 sein Nachfolger als Kaiser von Österreich. Die Tochter Maria Clementine heiratete einen Prinzen von Neapel-Sizilien und Maria Karoline wurde die Frau des Königs Friedrich August II. von Sachsen. Nach dem Tode seiner zweiten Frau folgte ihr seine Kusine Maria Ludowika nach, die kinderlos 1816 starb

und bei ihren Badeaufenthalten in Böhmen von Goethe und Beethoven verehrt wurde. Seine vierte Frau war die Tochter des Königs Maximilian I. von Bayern, Prinzessin Karoline Auguste.

Seine Regierungszeit als Kaiser von Österreich ist ebenso wie die seines Sohnes und Nachfolgers Ferdinand I. untrennbar mit dem Namen des Fürsten Metternich verbunden, der seit 1821 Haus-, Hof- und Staatskanzler war. Kaiser Franz erlebte demütigende Niederlagen wie die in der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz, Gebietsverluste wie Tirol, das an Bayern kam, als dieses das Reich verriet und mit Napoleon gegen Deutschland gemeinsame Sache machte. Aber Franz erlebte auch das Ende Napoleons und die Neuordnung Europas auf dem Wiener Kongress 1815.

Sein Nachfolger Ferdinand I. mit dem Beinamen „Der Gütige“, tschechisch „Dobrotivý“, wurde 1793 in Wien geboren und konnte anfangs nur mit Hilfe der Ärzte am Leben gehalten werden. Er war zeitlebens schwächlich und litt an Epilepsie. 1830 wurde er in Pressburg zum König von Ungarn gekrönt. Es war die letzte Krönung eines ungarischen Königs in Pressburg, das nach der Schlacht bei Mohatsch und der Besetzung Ungarns durch die Türken Hauptstadt Restungarns war, bis Prinz Eugen, die Türken wieder zurückdrängte. Heute wird Ferdinand oft von Historikern, die Österreich und dem Hause Habsburg nicht wohl gesonnen sind, als geistesschwach beschrieben und als handlungsunfähig. Aber er sprach fünf Sprachen, spielte mehrere Musikinstrumente und konnte gut fechten, reiten, schießen und zeichnen. Als er 1836 als letzter Habsburger zum König von Böhmen gekrönt wurde, erhielt er als Krönungsgeschenk 50 000 Dukaten, die er wohltätigen Zwecken widmete. Bei der Krönung in Prag wurde die Kaiserhymne „Gott erhalte, Gott beschütze ...“ nicht nur in Deutsch und Tschechisch, sondern von den Juden Prags sogar in hebräischer Sprache gesungen. Als Wahlspruch hatte er gewählt: Recta tueri – Das Recht schützen.

Er musste 1848 als Kaiser abdanken und seinem erst 18-jährigen Neffen Franz Joseph I. den Thron übergeben. Er lebte bis zu seinem Tode 1875 in Mähren und Prag. Als 55-Jähriger zeigte er nach seiner Abdankung großes Talent bei der Verwaltung seiner Güter, die er vom Herzog von Reichstadt geerbt hatte. Auch war er bei den Tschechen sehr angesehen.

Rudolf Grulich

**Bitte unterstützen Sie die Arbeit
unseres Instituts auch weiterhin durch Ihre Spende!**

Zehn Jahre publizistischer Kampf gegen den Nationalsozialismus. Vor 80 Jahren gründete Pfarrer Adam Berenz 1935 die *Donau*

Zu den Opfern des Nationalsozialismus gehören auch Millionen missbrauchter Auslandsdeutscher, die Hitler systematisch für seine Politik einzusetzen bemüht war. Drei Millionen Sudetendeutsche sahen sich in der ersten Tschechoslowakischen Republik benachteiligt. Viele von ihnen bejubelten deshalb den Anschluss 1938, obwohl sie sich dadurch unter die Herrschaft eines Diktators begaben. Die Baltendeutschen ließen sich 1939 umsiedeln und gaben preis, was ihre Vorfahren seit dem 13. Jahrhundert an deutscher Kultur in Lettland und Estland aufgebaut hatten. Gleiches gilt von der „freiwilligen“ Umsiedlung der Deutschen aus der Bukowina, aus Bessarabien, Galizien, der Dobrudscha, Litauen und anderen Gebieten Osteuropas.

Nach dem ungerechten Prinzip der „Kollektivschuld“ büßten seit 1944 mehr als 15 Millionen Deutsche in Ostdeutschland und Ostmitteleuropa mit dem Verlust der Heimat, über zwei Millionen sogar mit ihrem Leben für die verbrecherische Politik der Nationalsozialisten. Erst seit dem Film von Steven Spielberg „Schindlers Liste“ wird der Öffentlichkeit wieder etwas mehr bewusst, dass es auch unter den Ostdeutschen und unter den Auslandsdeutschen im Osten Widerständler gegen Hitler gab. Unter den Donauschwaben Jugoslawiens war es vor allem Pfarrer Adam Berenz. Er hatte vor 80 Jahren 1935 in Apatin die katholische Wochenzeitung *Die Donau* begründet. Sie konnte zehn Jahre lang erscheinen, bis 1941 in Jugoslawien, dann in Ungarn, als die Batschka nach der Zerschlagung Jugoslawiens 1941 wieder an Ungarn kam, zu dessen Reich der Stephanskronen dieses Gebiet bis 1918 gehört hatte. Adam Berenz und seine Zeitung sind ein Ruhmesblatt in der Geschichte des auslandsdeutschen Widerstandes gegen den Nationalsozialismus, aber leider bis heute fast unbekannt.

Berenz wurde 1898 in Apatin geboren, wo er auch die Volksschule besuchte. Die Reifeprüfung legte er in Kalocsa ab, in dessen Seminar er auch studierte. Als Priester der durch das Ende des Weltkrieges vom ungarischen Kalocsa abgetrennten neuen Apostolischen Administration Batschka in Jugoslawien leistete er in verschiedenen Pfarreien Seelsorge, ehe er 1933 Vikar der neu erbauten Herz-Jesu-Kirche in Apatin wurde. Von den über 500 000 Jugoslawiendeutschen, die es nach 1918 in dem neuen Staat gab, waren über drei Viertel katholisch. Als sich nach 1933 unter ihnen unter dem Schlagwort „Erneuerungsbewegung“ nationalsozialistisches Gedankengut breit machte und immer mehr Nationalsozialisten in Führungspositionen der deutschen Volksgruppe gelangten, schuf Pfarrer Adam Berenz ein katholisches

Sprachrohr gegen diese „Erneuerer“. Die bedeutendsten Beiträge dieses sonst heute schwer erreichbaren Blattes sind bereits 1968 unter dem Titel „Weitblick eines Donauschwaben“ nachgedruckt worden. Sie verdienen auch heute Beachtung. Außer der *Donau* erschien damals auch der katholische *Jugendruf*, der insbesondere die jüngere Generation vor dem Nationalsozialismus warnte.

Zur Gründung der *Donau* schreibt Adam Berenz selbst: „Als nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten im Deutschen Reich die neuheidnische Weltanschauung zuerst im geheimen (besonders in Ferienlagern), später durch die sogenannte ‚Erneuerungsbewegung‘ durch ihr Kampfblatt *Volksruf* offen beim Schwabenvolk propagiert wurde, zeigte sich immer deutlicher die dringende Notwendigkeit, dass ein – wenn noch so bescheidenes – Presseorgan gegründet werde, das, die spezielle Mentalität der Deutschen in der Batschka und im Banat berücksichtigend, besonders seine weltanschaulichen Belange wahrnehme. So entstand das katholische Wochenblatt *Die Donau*. Es folgte eine fast zehn Jahre dauernde weltanschauliche Aufklärung des Deutschtums in der Batschka und im Banat und ein erbitterter, kompromissloser Kampf zwischen den Vertretern des nationalsozialistischen Neuheidentums und den Vertretern des katholischen Lagers.“ Erst 1944 musste das Blatt sein Erscheinen einstellen, und zwar auf Druck Berlins gegenüber der ungarischen Regierung.

Wahrheit und Gerechtigkeit gehörten zu den Grundprinzipien, die Adam Berenz stets vor Augen hatte. Immer wieder von Vertretern der Donauschwaben verleumdet und angegriffen schrieb er im Jahre 1942: „Wir dienen der Wahrheit. In den Dienst der Wahrheit stellen wir unsere schwachen, menschlichen Kräfte; unseren Verstand, unseren guten Willen, alle unsere geistigen und körperlichen Fähigkeiten. Und weil die Wahrheit immer Wahrheit bleibt, sich also niemals ändern kann, darum ist unser Programm stets unverändert das gleiche, unser Ziel immer dasselbe, unser Weg eindeutig klar.“

Wir werden nie zu kriecherischen Schleppenträgern der Mächtigen, wir lassen uns nie zu bezahlten Sklaven der Besitzenden herabwürdigen, wir verabscheuen es, den niederen Leidenschaften der Masse zu schmeicheln, um ‚volkstümlich‘ zu bleiben. Wir kennen nur eine Gebieterin: die WAHRHEIT. Wir sind überzeugt davon, dass wir, indem wir der Wahrheit dienen, auch unserem Volke den größten Dienst erweisen. Die Wahrheit allein bringt und sichert dem einzelnen und dem Volke die wahre Freiheit.“

Diese Wahrheit, die sich die *Donau* als Leitstern setzte, war oft sehr schmerzlich, weil Berenz die drohende Katastrophe voraussah, die seit 1944 als erste gerade die Donauschwaben traf:

„Seit Jahren führen wir einen unentwegten Kampf in den Spalten der *Donau* gegen Strebergestalten, die das hiesige Deutschtum in eine Haltung hineinterrorisieren, die weder seinem wohlverstandenen Interesse, noch seiner Ehre und Vergangenheit, am wenigsten aber seiner Zukunft dienlich ist. Lange hat es gedauert, bis unsere Stimme durchgedrungen ist. Aber die sich immer mehr häufenden Ereignisse im Leben unserer Volksgruppe haben endlich sehr vielen zum Bewusstsein gebracht, dass der Weg der ‚Bewegung‘ eher oder später, aber mit Sicherheit zu einer Katastrophe führen muss!“

Schon früh berichtete die *Donau* über den Kirchenkampf im Deutschen Reich, z. B. 1938 über die Angriffe gegen Bischof Dr. Sproll von Rottenburg. Die *Donau* wurde deshalb von den Nazis als Hetzblatt verschrien, aber sie berichtete nur „über Vorkommnisse, die auch zur Zeit eines offenen Kulturkampfes nicht schlimmer sein könnten“, so Berenz 1938.

„Wir sind zu jedem Opfer bereit, auch zum Opfer unseres Lebens. Wir ziehen es vor, als Herolde der Wahrheit in Ehren zu sterben, als an der Wahrheit Verrat zu üben und so mit Schmach bedeckt das Leben weiterzufristen.

Weg mit jeder Zaghaftigkeit, weg mit jeglicher Menschenfurcht, weg mit jeder Feigheit! Nur solange ist unser Leben lebenswert, solange wir im Dienste der Wahrheit stehen.“

Offen war seine Sprache auch gegen Rassenideologie und die Lehre vom Herrenmenschen:

„Auch die Staatsgemeinschaften haben ihre bestimmten Rechte, so das Recht der Souveränität, der Freiheit und Unabhängigkeit. Hat nun der Schöpfer einzelnen Menschen oder gewissen Volksgemeinschaften – außer dem vollkommen gleichen Grundwerte des Menschen – zusätzlich noch besondere Eigenschaften, Fähigkeiten, Vorzüge verliehen, so haben diese deshalb kein Recht darauf, andere Menschen oder Volksgemeinschaften als grundsätzlich minderwertig zu halten oder zu behandeln. Im Gegenteil, sie haben die Pflicht, ihre größeren Talente zur Hebung des Allgemeinwohles der gesamten Menschheit einzusetzen. Es gibt grundsätzlich keine Völker, die zum Herrschen und andere, die zur Sklaverei bestimmt sind. Nichts ist kränkender, verletzender und unerträglicher für den einzelnen Menschen, als wenn er als minderwertiger Mensch gehalten wird und ihm die grundlegenden Menschenrechte vorenthalten werden.“

In zahlreichen Beiträgen wandte sich die *Donau* gegen Rosenbergs „Mythus des 20. Jahrhunderts“. Auch der *Jugendruf*, der ebenfalls 10 Jahre hindurch Wegweiser für die jungen Donauschwaben war, leistete dazu seinen Beitrag. Aber trotzdem verfielen alle Jugoslawien-deutschen 1945 der Entscheidung Titos, sie als Volksgruppe zu ver-

treiben. Keine andere deutsche Volksgruppe hat seit 1944 so vieles ertragen müssen und solche Leiden erduldet wie die Donauschwaben in Jugoslawien, die unter Holocaust-Umständen in einem Racherausch der Sieger in Rauch und Blut dezimiert wurden.

Adam Berenz wurde 1944 nach der Kapitulation Ungarns in seinem Pfarrhaus in Apatin verhaftet und ins Lager nach Batschka-Topola und von dort in das Gestapo-Gefängnis nach Sombor überführt. Auf die energische Intervention des ungarischen Bischofs von Kalocsa hin wurde er freigelassen und in den Sitz des Erzbischofs nach Kalocsa gebracht. Hier blieb er auch nach dem Kriege, ohne je nach Apatin zurückzukehren. In Kalocsa starb er 1968.

Rudolf Grulich

Maria Schoßberg – das Nationalheiligtum der Slowakei

Nicht weit vom mährischen Lundenburg, nur 70 Kilometer nord-östlich von Wien, liegt im slowakischen Teil des Marchfeldes das Nationalheiligtum der Slowakei: Maria Schoßberg, das die Slowaken Šaštín und die Ungarn, die bis 1918 die Slowakei beherrschten, Sasvár nennen. Trotz der Nähe zu Österreich, und obwohl die Muttergottes von Schoßberg die Patronin der heute selbständigen Slowakei und ihre Kirche das Nationalheiligtum der Slowakei ist, kennt kaum jemand diesen Gnadenort. Er fehlt in den meisten Reiseführern der Slowakei, ist aber mehr als einen Besuch wert. Die größte Basilika wurde im Vorjahr 250 Jahre alt, die Wallfahrt ist bereits 550 Jahre lang bezeugt.

In Maria Schoßberg wird die Schmerzhafte Muttergottes verehrt, die Mutter der sieben Schmerzen, die „Sedembolestná“, wie sie die Slowaken anrufen. Die Entstehung dieses später so bedeutenden Wallfahrtsortes ist eine ungewöhnliche Geschichte und beginnt mit einem Ehestreit, bei dem der Graf Emerich Czobor seine zankende Ehefrau Angelika kurzerhand samt deren Zofe aus der Kutsche warf und allein weiterfuhr. Die entsetzte Gräfin gelobte Besserung und versprach in ihrer Hilflosigkeit, der Gottesmutter eine Statue zu errichten, wenn sich der Graf wieder mit ihr versöhne bzw. sie erst einmal aus der Einöde abhole. Der heißblütige Mann tat es und ließ den Kutscher bald umkehren, um die Damen zu holen. Als er von dem Gelöbnis hörte, beauftragte er einen Schnitzer aus der Umgebung, aus dem Holz eines Birnbaumes ein Bild der Schmerzhafte Muttergottes zu

schnitzen, das dann in einer dreieckigen und daher Triangel genannten Kapelle aufgestellt wurde. Das soll im Jahre 1464 geschehen sein. Hier blieb die Statue fast 100 Jahre, ehe man sie wegen der Türkengefahr vorübergehend im nahen Schloss in Sicherheit brachte, dann aber nach der endgültigen Vertreibung der Türken aus Ungarn wieder in die Kapelle zurückbrachte. Wir kennen den Künstler nicht, der die Pietà schuf. Aber es ist bei fast allen Marienwallfahrten so, dass unbekannte Maler und Künstler die Gnadenbilder verfertigten.

Anfang des 18. Jahrhunderts mehrten sich plötzlich die Gebetserhörungen in Maria Schoßberg. Es strömten so viele Verehrer Mariens herbei, dass die kirchlichen Behörden eine kanonische Untersuchung einleiteten, die damit endete, dass im Jahre 1732 der Reichsprimas des Königreiches Ungarn der Statue den Titel eines wahren Gnadenbildes zuerkannte. Damals, 1732, kamen allein bei 200 Prozessionen 25 000 Pilger nach Maria Schoßberg. Die Wallfahrtsseelsorge wurde dem damals im ganzen Reich der Stephanskronen bedeutenden Orden der Pauliner übertragen (die noch heute Tschenstochau betreuen). 1733 begann der Orden mit dem Bau der großartigen Kirche, die 1764 nach 31 Jahren Bauzeit vollendet wurde, also zum 300. Jahrestag des Gelübdes der Gräfin Angelika. Kaiserin Maria Theresia war damals oft in Schoßberg und beschenkte die Kirche. Doch schon 1786 hob Kaiser Joseph II. den Paulinerorden auf. Die Wallfahrtskirche wurde nun Pfarrkirche und entging im Gegensatz zu vielen anderen dadurch der Zerstörung. Allerdings verschwanden damals die wertvolle Bibliothek und das Archiv mit Urkunden und Dokumenten zur Geschichte der Wallfahrt und der Gebetserhörungen.

Im 19. Jahrhundert nahm die Wallfahrt einen neuen Aufschwung. 1864 krönte der Fürstprimas von Ungarn das Gnadenbild mit zwei von Papst Pius IX. geweihten Kronen aus Gold. Damals wurden auch die beiden Türme der Kirche vollendet. Die Salesianer betreuten nun die Kirche und unterhielten auch ein Knabeninternat. Bis zum Ersten Weltkrieg kamen Slowaken, Ungarn, Deutsche und Tschechen aus vielen Teilen der Donaumonarchie hierher, nach 1918 vor allem Slowaken und Karpatendeutsche. Als 1950 die Orden in der Slowakei aufgehoben wurden, legte der kommunistische Staat ein Militärdepot ins Kloster. In den letzten Jahren vor der Wende erlebte die Wallfahrt auch hier einen Aufschwung. Am Fest der Sieben Schmerzen Mariens, am 15. und 16. September 1984, kamen 50 000 Pilger, darunter 30 000 Jugendliche, die wesentliche Teile der Wallfahrt gestalteten. Diese begann am Samstagabend um 21.00 Uhr mit Kreuzweg und anschließendem Rosenkranz. Einzelne junge Menschen gaben zu jeder Kreuzwegstation und jedem Rosenkranzgesätz Einführungen. Gebet, Gesang und stille Anbetung dauerten bis zum morgendlichen Jugendgottesdienst um 8.30 Uhr. Um 10.30 Uhr zelebrierte der zuständige

Bischof Julius Gabriš von Tyrnau (Trnava) mit zahlreichen anderen Priestern das Pontifikalamt.

Bischof Gabriš forderte in seiner Festpredigt die Slowaken auf, sich selbst, ihre Familien, Gemeinden und Diözesen möglichst täglich erneut der Muttergottes zu weihen, in Vorbereitung auf das Jubiläum des 1100. Todestages des heiligen Slawenapostels Methodius 1985. Dann – so hoffte der Bischof – werde Papst Johannes Paul II. selbst kommen und die Slowakei der Muttergottes weihen. Das war aber 1985 noch nicht möglich, sondern erst nach der Wende, als der Papst inzwischen dreimal die Slowakei besucht hatte und bei seinem letzten Besuch 2003 auch in Maria Schoßberg war.

Außer Maria Schoßberg gibt es rund fünfzig weitere Wallfahrtsorte in der Slowakei, von denen auch viele von den Karpatendeutschen aufgesucht wurden. Die Deutschen in der Slowakei zählten etwa 150 000 Personen, von denen Zweidrittel katholisch waren. Sie lebten seit dem Mittelalter in drei Sprachinseln in der Slowakei, in und um Pressburg, im Hauerland und in der Zips (Spiš), und erlitten wie die Sudetendeutschen in Böhmen und Mähren nach dem Zweiten Weltkrieg das Schicksal der Vertreibung. Wie die Slowaken waren sie ausgeprägt fromme Pilger, nahmen bußfertig lange Fußmärsche mit Fasten und Entbehrungen auf sich und empfingen andächtig die heiligen Sakramente.

Altgebirg, Deutschproben, Friewald, Leutschau, Mariathal, Priewitz und Schemnitz waren neben Maria Schoßberg die beliebtesten Wallfahrtsorte. In der Kirche von Altgebirg wird seit 1448 das Gnadenbild verehrt. Altgebirg ist das am meisten aufgesuchte Marienheiligtum des Bistums Neusohl und der Mittelslowakei. In der Johanneskirche in Deutsch-Proben zieht ein Bild der Gottesmutter vom Berge Karmel die Pilger an. In Friewald zeugen viele Motivtafeln von den deutschen Pilgern in der Kirche Maria Königin der Engel. Zwischen Maria Schoßberg und Pressburg liegt der Wallfahrtsort Mariathal, im Osten der Slowakei in der Zips der Marienberg bei Leutschau.

Vor 80 Jahren hatten sich 1935 die karpatendeutschen Katholiken zu ihrem ersten Katholikentag in Deutsch-Proben versammelt. 40 Jahre später gedachten sie als Vertriebene in Stuttgart-Hofen dieses Katholikentages und fassten mit den anwesenden Priestern ihr Bekenntnis zusammen:

„Unser Bekenntnis: Jesus Christus, unser Herr und König!

Vor vierzig Jahren veranstalteten wir Karpatendeutschen in Deutsch-Proben in der Slowakei den ersten Karpatendeutschen Katholikentag. Vor der Christus-König-Statue bekannten wir uns damals inmitten gottloser Strömungen furchtlos zu Dir als unserem Herrn und König.

Heute, nicht mehr in der alten Heimat, sondern vor der Stuttgarter Madonna versammelt, in einer veränderten Welt, aber mit gleichen gottlosen Strömungen, erneuern wir unser Bekenntnis: Nur Du, wahrer Gott und wahrer Mensch, Herr der Herren und König der Könige, bist unser Herr und König.

Wir erneuern auch die Weihe an das unbefleckte Herz Mariens, Deiner und unserer Mutter, um sicher durch alle Wirren hindurch die Treue zum Glauben, den Du unseren Vätern und uns gabst, und zu Deiner heiligen katholischen Kirche halten zu können; und so zu Dir zu gelangen, durch Maria zu Jesus, unserem Herrn und König.“

Dieses Bekenntnis beteten die Vertriebenen auch auf Pilgerfahrten wie auf den Schönenberg bei Ellwangen, nach Ave Maria bei Deggingen und nach Altötting, aber auch nach Kevelaer und Mariazell. Die bekannten Grüssauer Marienrufe wurden bei diesen Wallfahrten adaptiert und als „Deutsche Muttergottes-Litanei“ gesungen:

Mutter Gottes, wir rufen zu Dir!

A: Mutter Gottes, wir rufen zu Dir!

Du Herrin der Engel und Menschen

A: Maria, wir rufen zu Dir!

Du Mutter der heiligen Kirche

Du Königin aller Völker

Du Schutzfrau der deutschen Länder

Du Mutter der slawischen Stämme

Du Heimat und Hort der Vertriebenen

Du Freiheit und Trost der Gefangenen

Du Schützerin aller Verfolgten

Du Siegerin in allen Kämpfen

Du Friede der gläubigen Menschheit

Mutter Gottes, wir rufen zu Dir!

A: Mutter Gottes, wir rufen zu Dir!

Dich loben die Chöre der Engel

A: Maria, wir rufen zu Dir!

Dich lieben die Heiligen Gottes

Dich loben die seligen Scharen

Dich lobet die heilige Kirche

Dich loben die Menschen auf Erden

Du Schrecken der bösen Geister

Du Hoffnung und Zuflucht der Sünder

Du Labsal und Heilung der Kranken

Du lenkest die törichte Herzen

Du Friede und Leben der Toten

Mutter Gottes, wir rufen zu Dir!

A: Mutter Gottes, wir rufen zu Dir!

Hilf uns in allen Gefahren

A: Maria, wir rufen zu Dir!

Banne die Geißel des Krieges

Wehre den Mächten des Bösen

Lenk' unser Wollen zum Guten

Führe uns Pilger zum Vater

Gib uns den ewigen Frieden

Mutter Gottes, wir rufen zu Dir!

A: Mutter Gottes, wir rufen zu Dir!

Rudolf Grulich

Ein Wegbereiter aus Mähren:

„Ich bin Jude und Katholik“

„Ich bin Jude und Katholik“ ist ein oft zitierter Ausspruch des Mährers Monsignore Johannes Maria Österreicher, eines wichtigen Ratgebers beim II. Vatikanischen Konzil (1962-65). Als Mitglied des Sekretariats für die Einheit der Christen in Rom und Berater von Kardinal König (Wien) hat er die Konzilserklärung „Nostra aetate“ (In unserer Zeit) maßgeblich mitgestaltet. Mit dieser Erklärung erkannte die römisch-katholische Kirche Wahres und Heiliges in anderen Religionen an und bestätigte nach jahrhundertelanger Verleumdung als Gottesmörder die bleibende Erwählung des Judentums, in dem das Christentum wurzelt. „Gott liebt die Juden.“

„Jesus, Maria und Josef waren in ihrem Erdenleben Juden, ebenso die Apostel und die Mitglieder der Urgemeinde. Wer die Bezeichnung Jude als Schimpfwort gebraucht, beschimpft, ohne es zu wissen, Jesus und alle frühen Heiligen der Kirche.“ (Österreicher 1988)

Johannes Österreicher wurde am 2. Februar 1904 in einer jüdischen Familie in Stadt Liebau im Kreis Bärn geboren und wuchs im jüdischen Glauben auf. Seine Eltern hießen Nathan und Ida, geborene Zelenka. Nathan war Tierarzt, und der Sohn sollte nach seinem Olmützer Schulabschluss auch Medizin studieren. Ihn zog es in die Hauptstadt des untergegangenen Kaiserreiches, und er begann 1922 tatsächlich mit dem Medizinstudium. Johannes Österreicher studierte aber nicht nur medizinische Bücher, sondern befasste sich mehr und mehr mit theologischen Schriften. Besonders interessierten ihn die Arbeiten von John Henry Kardinal Newman (1801-1890), der von der anglikanischen Kirche 1845 zum Katholizismus konvertiert war.

Wien, nach dem Ersten Weltkrieg, war eine Stadt der sozialen Not und des Elends als Folge des Krieges. Österreicher öffnete sich mehr und mehr für Ansichten und Projekte unorthodoxer katholischer Sozialreformer und Kriegsgegner. Der junge Student traf auf den 18 Jahre älteren katholischen Priester, Pazifisten und Förderer der internationalen Kunstsprache Esperanto, Dr. Max Josef Metzger. Noch im Krieg hatte Metzger die Lehre vom „gerechten Krieg“ strikt abgelehnt, sich für Völkerverständigung eingesetzt und 1919 in Graz die Missionsgesellschaft vom Weißen Kreuz, den katholischen Weltfriedensbund, gegründet. Die Predigten, die Metzger in Wien hielt, beeindruckten den suchenden jungen jüdischen Medizinstudenten aus Mähren. Nach einer Predigt von Metzger suchte Österreicher ihn auf, folgte ihm nach Graz und ließ sich in der Sakristei des Grazer Domes 1924 taufen. Sein Taufpate war Max Josef Metzger. In den 1967 niedergeschriebenen Erinnerungen Österreichers heißt es:

„Zur Zeit meiner Taufe war ich noch Medizinstudent, hatte mich aber schon vorher – und das als Jude – an der Universität zum Theologie-Studium eingeschrieben. [...] Der Gedanke zum Priestertum kam mir in erster Linie durch den Einfluß von Dr. Metzger, den ich hoch verehrte.“

Österreicher wurde 1927 in Wien zum Priester geweiht und arbeitete bis zum „Anschluss“ in der Gemeindeseelsorge. Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten in Deutschland ergriff auch der latente Antisemitismus breite Gesellschaftsschichten in der alten Kaiserstadt. Österreicher duckte sich nicht weg. In der Zeitschrift *Die Erfüllung* des Pauluswerkes und im *Missionsruf*, einer Zeitschrift der „Gesellschaft vom Weißen Kreuz“ seines Taufpaten Metzger, versuchte er, gegen Verfehlung, Rassenwahn und braune Ideologie anzuschreiben. Als Österreicher nach dem „Anschluss“ von der Gestapo zum ersten Mal verhört wurde, war er mehr als gewarnt. Im April 1939 verließ der Mährer Österreicher sein Heimatland und reiste über die Schweiz und Italien nach Frankreich. Gemeinsam mit Emigranten aus Österreich versuchte er, als Radiosprecher und mit Schriften seinen Kampf gegen die Hitlerdiktatur fortzusetzen. Sein erstes Buch *Racisme, Antisemitisme, Antichristianisme* erschien 1939 in Paris. Dafür hatte die Gestapo, als sie im Gefolge der Besetzung von Paris durch die Wehrmacht dorthin kam, überhaupt kein Verständnis. Das Buch wurde beschlagnahmt und vernichtet. Österreicher gelang auf abenteuerliche Weise über Spanien und Portugal die Flucht nach den USA. Dort musste er zuerst die Landessprache lernen, bevor er in verschiedenen New Yorker Pfarreien wirken konnte. Aus Johannes Österreicher wurde John M. Oesterreicher. Durch seine Kontakte zu der großen New Yorker jüdischen Gemeinde wurde er ermutigt, das Institute of Judaeo-Christian Studies an der katholischen Seton Hall Universität in New Jersey zu gründen (Institut für jüdisch-christliche Studien). Er leitete es bis zu seiner Pensionierung. Noch heute erfüllt dieses katholische Universitätsinstitut eine wichtige Brückenfunktion zwischen den verschiedenen Religionen.

Schon Max Josef Metzger hatte zu Beginn des Krieges 1939 von Papst Pius XII. erbeten, eine Kommission einzurichten, die die Lehrunterschiede der einzelnen Kirchen aufarbeitet und mithilfe eines Konzils eine geeinte Kirche zu schaffen. Die Kirchenspaltung war nach Metzger mitverantwortlich, dass die Kirche nur so geringen Einfluss auf eine den Frieden fördernde Politik hatte. Zwanzig Jahre später berief Papst Johannes XXIII. das II. Vatikanische Konzil ein und errichtete das Sekretariat für die Förderung der Einheit der Christen. Kurienkardinal Bea, Leiter des Sekretariats, war aufmerksam geworden auf die Arbeit von Österreicher im Institute of Judaeo-Christian Studies an der katholischen Universität in New Jersey.

Und auch auf seine in der Kriegszeit an Papst Pius XII. gerichteten Appelle, die Verfolgung und Vernichtung der Juden öffentlich zu verurteilen. Österreicher wurde ein wichtiger Konzilsberater im Einheitssekretariat. Nachdem die unfassbare Tragödie des Holocausts mehr und mehr Menschen in Europa bewusst wurde und gleichzeitig die mangelhaften Bemühungen der christlichen Kirchen, die europäischen Juden zu retten, beschämten, wurde auch die jüdische Religion Thema im Einheitssekretariat. Dies geschah nicht ohne Widerstand. Besonders die Vertreter der orientalischen Kirchen in arabischen Ländern fürchteten Übergriffe ihrer Regierungen, wenn das Feindbild gegen den Staat Israel relativiert oder völlig abgebaut würde. Österreicher, als Berater des Wiener Kardinals König, musste mehrfach seine Vorlagen verändern, bis sie Zustimmung fanden. Die Verabschiedung der Konzilserklärung *Nostra aetate* war für den konvertierten Juden Österreicher so wichtig, dass er nicht nachhakte, als Pius XII. von Hochhuth (*Der Stellvertreter*) und weiten Teilen der Öffentlichkeit wegen seiner Haltung gegenüber Hitler kritisiert wurde. Als vom Holocaust persönlich Betroffener achtete Österreicher die Gewissensentscheidung des Papstes in einer sehr schweren Zeit. Österreichs Vater Nathan war in Theresienstadt gestorben, seine Mutter Ida in Auschwitz.

Auch sein Taufpate Max Josef Metzger überlebte die Naziherrschaft nicht. Er wurde 1944 in einem Schauprozess vom Volksgerichtshof in Berlin zum Tode verurteilt. Metzger hatte eine Denkschrift verfasst, in dem ein Deutschland nach dem Krieg in ein vereintes Europa eingebunden sein sollte. Der Brief sollte zu dem protestantischen Erzbischof von Uppsala gebracht werden. Der Bote war aber ein Agent der Gestapo. Am 17. April wurde Max Josef Metzger hingerichtet. Er starb als „Friedens-Martyrer“. In seiner Todeszelle schrieb er: *„Spätere Zeiten werden mich besser verstehen, weil es immer mein Schicksal war, dass ich der Zeit voraus war und deshalb nicht verstanden werden konnte.“* Das Seligsprechungsverfahren ist noch nicht abgeschlossen. Max Josef Metzger, sein Taufschüler Johannes Maria Österreicher und manche andere Konvertiten haben die Welt, zumindest die Lehre der Kirche, durch ihr jahrelanges Engagement vorangebracht. Das 400seitige Buch von John Connelly *Juden – vom Feind zum Bruder*, das Mitte 2015 im Schönigh Verlag erscheinen wird, würdigt besonders die Rolle des mährischen Konvertiten aus Stadt Liebau.

Walter Exler

Was wird aus dem Kloster Stockau?



„In Pivoň (Stockau) kann man die gruseligen Ruinen eines verfallenen Augustinereremiten-Klosters aus dem 13. Jahrhundert besichtigen (Einsturzgefahr).“ Diesen Satz fand man noch vor einigen Jahren in einem Führer für Radtouren in Westböhmen (Michael Müller Verlag). Wiederholt gab es Ansätze, das Kloster zu renovieren, doch bisher ohne nachhaltigen Erfolg.

Nach der kommunistischen Machtübernahme im Jahre 1948 wurden die Grenzen streng bewacht. Und deshalb lagen hier in den Gebäuden des ehemaligen Klosters Grenztruppen. Durch eine achtlos weggeworfene Zigarette eines Soldaten geriet der Turm der Kirche in Brand und mit ihm die ganze Kirche. Nach der Wende bemühte man sich um die Renovierung. Der Turm der Kirche wurde erneuert und auch das Dach eingedeckt. Doch dann blieb, trotz einer Reihe von weiteren Anstrengungen, die Renovierung stecken.

Das Kloster Pivoň wurde von bayerischen Wilhelmiten gegründet, die nach dem Ende des zweiten Kreuzzuges 1149 aus dem Kloster Schönthal bei Waldmünchen einwanderten. 1256 zwang Papst Alexander IV. die Wilhelmiten, die Ordensregel des hl. Augustinus zu übernehmen. So wurde Pivoň das erste Augustinerkloster in Böhmen.

Der Legende nach soll die Kirche von Stockau schon älter sein als das Kloster. Hier soll sich nach der Schlacht bei Biwanka (Pivoň) 1040 zwischen Břetislav I. von Böhmen und Kaiser Heinrich III., die mit einem Sieg für Břetislav I. endete, entweder Břetislav I. oder Heinrich III. ermattet auf einem Baumstumpf (Baumstock) ausgeruht haben. Aus Dankbarkeit für die gewonnene Schlacht soll Herzog Břetislav I. an dieser Stelle die erste Kirche errichtet haben. Daher der Name Stockau. Von diesem Baumstumpf wurde noch im 18. Jahrhundert erzählt, dass er sich unter dem Altar der Klosterkirche befindet.

Diese wurde in frühgotischem Stil in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts errichtet und war wohl eine der ersten frühgotischen Kirchen Böhmens. 1421 wurde das Kloster zeitweise von Husiten besetzt. 1573 brannte es durch Unvorsichtigkeit ab und wurde 1595 wieder aufgebaut. Nach der Reformation war das Kloster Pivoň in den Jahren 1615 bis 1620 mehrfach vorübergehend im Besitz des protestantischen Peter III. von Schwanberg (*1581, †Prag 20. Mai 1620), Herr auf Ronsperg, Kreishauptmann des Pilsener Kreises und 1619 gewählter Landesdirektor des Königreichs Böhmen. 1641 wurde es von den Schweden besetzt, ausgeraubt und niedergebrannt. Der Aufbau erfolgte dann im Stil des Barock.

1783 hatte das Kloster in Stockau 17 Priester und 12 Studierende mit fünf Laienbrüdern. Die Studierenden schlossen ihr Studium an der Universität in Prag ab. 1785 wurde es im Rahmen der Reformen von Kaiser Joseph II. aufgehoben. 1800 wurde das Kloster an den Landesadvokaten Dr. Leonhard Stöhr verkauft, dessen Söhne es an den Grafen Thun weiterverkauften, der es zur Herrschaft Ronsperg schlug, die aber 1864 von der Familie Coudenhove erworben wurde. 1906, nach dem plötzlichen Tod des Grafen Heinrich, zog die Witwe Mitsuko mit ihren Kindern von Ronsperg nach Stockau. Sie blieb dort bis zu ihrer Übersiedlung in den zwanziger Jahren nach Mödling bei Wien.

Nach der Wende bemühte man sich um die Renovierung der Kirche. Der Turm wurde erneuert und auch das Dach eingedeckt. Doch dann blieb trotz einer Reihe von weiteren Anstrengungen die Renovierung stecken.

Am 3. Oktober 2001 entstand auf Initiative der Moderatorin der Fernsehstation Prima, Martina Kočianová, „Aurelius – Sdruženi pivoňského Kloster“ (Bürgervereinigung Kloster Stockau), die sich zur Aufgabe machte, das Stockauer Kloster nicht nur zu renovieren, sondern nach der Renovierung ihm auch eine neue Verwendung zu geben.

In einem Interview mit Frau Kočianová, das in der tschechische Tageszeitung „Mladá Fronta Dnes“ im Juli 2004 veröffentlicht wurde, erklärte sie: „Wir wollen, dass das Kloster Kindern aus Krisenregionen dient. Und es sollten auch Rentner dort leben. Diese könnten dann die Kinder als Enkel betrachten und die Kinder in den Älteren wieder ihre alten Eltern sehen. Gleichzeitig wird dort eine Bücherei europäischer Beziehungen sein. Stockau hat eine ideale Lage an der Grenze zu Deutschland.“

Sicher ist, dass die Initiatoren von „Aurelius“ die Bedeutung des Klosters erkannt und auch einiges erreicht haben. Drei Jahre später befasst sich die *Tauser Tageszeitung (Domažlický deník)* vom 22. August 2007 mit der Situation in Stockau anlässlich des Besuchs



Der renovierte Turm

von Kulturminister Václav Jehlička. och vor sechs Jahren seien die Leute von der Bürgervereinigung „Aurelius“ als Träumer und Spinner betrachtet worden. Denn sie entschieden sich, das verfallene Augustinerkloster zu retten.

Den Begeisterten ist es in den sechs Jahren gelungen, für die Rettung des Kulturerbes ungefähr 58 Millionen Kč zu sammeln. Renoviert wurden die Dächer der Kirche und des Konvents, errichtet wurde die teilweise eingestürzte Mauer des Ostflügels und erneuert auch die südliche Stützmauer. Die dritte „bewohnbare“ Etappe sollte in etwa fünf Jahren kommen. „Das ist eine optimistische Annahme. Es hängt davon ab, ob

es uns gelingt, weitere Mittel zu beschaffen“, sagt der Vorsitzenden von „Aurelius“, Ladislav Henek, Dramaturg des Fernsehens „Prima“. Das Stockauer Kloster braucht noch 200 bis 300 Millionen, so Kulturminister Václav Jehlička, der die Reparaturen besichtigte. Er versprach, sich zu bemühen, dass nach Stockau Gelder aus dem Programm zur Rettung architektonischen Erbes fließen.

Inzwischen sind wieder sieben Jahre vergangen, seitdem ist kaum mehr etwas geschehen. Von „Aurelius“ hört man nichts mehr.

Vor einem Jahr (2013) entstand eine neue Bürgergemeinschaft „Vize Pivoň – Vision Stockau“, die mit neuen Plänen Stockau zu einem „Kulturzentrum“ machen möchte. Wir wünschen ihr das für den Erfolg nötige Glück bzw. Geld, dann könnte Stockau wieder das werden, was das Kloster schon über Jahrhunderte gewesen ist, nämlich Kulturzentrum für die ganze Region.

Ida Friederike Görres-Coudenhove hat hier in Stockau ihre Kindheit und Jugend verbracht. Sie schreibt dazu in *Ronsperg – Ein Buch der Erinnerung* im Artikel *Unser liebes Stockau*: „Diese Stätte hat mir meine Leidenschaft für Geschichte und Kirchengeschichte geschenkt, den Einblick in das Wesen von Überlieferung und historischer Forschung, den Sinn für das Ordenswesen. So sehr war die leere Wabe noch von geheimer, starker Strahlung erfüllt. Vielleicht ist sie auch heute noch nicht ganz erloschen und wartet auf einen, der sich wieder davon berühren läßt.“ Vor Jahren hat bei einem Paneuropa-Tag Pfarrer Pavel Žak in der Kirche von Stockau ein Licht entzündet, damit der Geist des Klosters lebendig bleibe. Ob in dem neuen Vorhaben dieser Geist weiter wirkt? Man darf gespannt sein.

Franz Bauer

Dominik Kaindl – (k)ein Wanderer zwischen den Welten

1973 starb Pater Dominik Kaindl, ein Zisterzienser des Stiftes Hohenfurth in Südböhmen. Er wurde am 8. November 1891 in Sacherles im Böhmerwald geboren und auf den Namen Franz getauft. Seine Mutter war eine geborene Quatember, damit war er ein Neffe des späteren Generalabtes der Zisterzienser Matthäus Quatember, der ebenfalls in Sacherles geboren wurde. Über weitere Geschwister ist nur wenig bekannt. Sicher ist, dass sein Bruder Thomas Kaindl in der k.u.k. Armee als Offizier diente und damit die Familie Kaindl eine gewisse Reputation aufweisen konnte.



In der damaligen Zeit war es im Böhmerwald fast üblich, dass viele junge Männer in das nahegelegene Zisterzienserkloster Hohenfurth eintraten, auch Franz Kaindl, der dann den Ordensnamen Dominik erhielt. Wie alle Hohenfurther Kleriker studierte er am Institutum Theologicum in Sankt Florian in Österreich und wurde am 30. Mai 1915 vom Bischof Josef Antonin Hulka zum Priester geweiht.

Von 1915 bis 1918 ging er an die Universität von Prag, wo er mit dem Prädikat „sub auspiciis imperatoris“ zum Doktor der Theologie promoviert wurde, was eine besondere Auszeichnung bedeutete. Es folgten weitere Studien in Rom am Pontificium Institutum Biblicum, wo er das Lizentiat erwarb.

1927 wurde Pater Dr. Dominik Kaindl Präfekt des Hohenfurther Juvenats in Budweis und übernahm gleichzeitig die Schriftleitung von *Glaube und Heimat*, der Bistumszeitung der deutschen Katholiken im Bistum Budweis. Am Bischöflichen Seminar des Bistums Budweis erhielt er eine Professur für Theologie. Im Jahr 1930 veröffentlichte Pater Dr. Kaindl das Buch *Geschichte des Zisterzienserstiftes Hohenfurt in Boehmen. Im Anhang ein Führer durch die Sehenswürdigkeiten des Stiftes*. Das Werk, das heute noch zu einem stolzen Preis antiquarisch zu erwerben ist, stellt hohe Ansprüche an seine Leser und setzt profunde Kenntnisse der böhmischen Geschichte, nationalen Zugehörigkeit der Mönche und der Bedeutung der Abtei für die Bevölkerung voraus. Für Dominik Kaindl ist seine Bescheidenheit bezeichnend, er erwähnt sich selber nur in vier Worten und lobt seinen Mitbruder Pater Matthäus Quatember.

Entscheidende politische Veränderungen geschahen im Jahr 1938. Dominik Kaindl kommentierte diesen elementaren Einschnitt in seinem Leben mit den dürren Worten: „Und dann kam der Hitler.“ Der deutsche Teil Südböhmens wurde politisch dem Gau Oberdonau hinzugefügt und kirchlich als Generalvikariat Hohenfurth, bestehend aus den Vikariaten Hohenfurth, Oberplan, Kaplitz und Krummau, der Diözese Linz angeschlossen. Deutsche Truppen marschierten am 2. Oktober 1938 um zwei Uhr nachmittags in Hohenfurth ein. Dominik Kaindl schreibt darüber in seinem Tagebuch:

„Sie [er meint damit die deutschen Soldaten] wurden von der Bevölkerung mit Jubel empfangen, denn es war eine wirkliche Befreiung von der tschechischen Herrschaft. Mit Genugtuung haben die Deutschen gesehen, wie die Tschechen sich zur Abreise rüsteten. Im Stift Hohenfurt wurden die deutschen Truppen bewirtet. [...] Von dem Bezirksgericht wurde die tschechische Tafel entfernt. Es waren erhebende Tage für die Deutschen, als alles deutsch wurde, die tschechischen Beamten, Aufseher udgl. verschwanden und die tschechische Schule geschlossen wurde.“

Dieser Tagebucheintrag klingt heute national gesonnen, was aber dem Naturell Kaindls widerspricht. Dominik Kaindl fühlte sich auch in der tschechischen Sprache gut aufgehoben, ansonsten hätte er nicht in Deutsch und Tschechisch gepredigt. Von tschechischer Seite wird ihm ein „als sehr gebildet“ bescheinigt, dass er in Tschechisch und Deutsch „dominierte“, womit gemeint ist, dass er in beiden Sprachen zu Hause war.

Im November 1938 ernannte der Budweiser Bischof Šimon Bárta den Abt von Hohenfurth Tecelin Jaksch zum bischöflichen Kommissar für den zum Deutschen Reich gekommenen Teil der Diözese (*nominatio commissarii episcopalis pro parte dioecesis in Germaniae Imperio*). Aber schon zwei Tage später erfuhr Abt Tecelin von seiner bevorstehenden Verhaftung. Aus diesem Grund beauftragte er Pater Dr. Dominik Kaindl, nach Budweis zu reisen, um dem Bischof seine Resignation mitzuteilen. Der Linzer Bischof Dr. Johannes Maria Göllner ernannte daraufhin Pater Dr. Dominik Kaindl zum Generalvikar.

Der Schematismus der Geistlichen der Diözese Linz nennt für Kaindl die Titel Konsistorialrat und Bischöflicher Notar sowie Professor emeritus des Alten Testaments. Abt Tecelin Jaksch wurde wegen seiner loyalen Haltung gegenüber dem tschechischen Staat verhaftet und nach Gefängnisaufenthalt in Linz und Krummau zu einem halben Jahr Gefängnis verurteilt. Nach Verbüßung der Strafe begab er sich in das Kloster Porta Coeli und blieb dort während des Krieges.

Am 04. Dezember 1938 musste der Definitorenkongress in Sittich (Stična in Slowenien) über die Lage nach der Verhaftung von Abt Te-

celin und die weitere Zukunft des Stiftes Hohenfurth entscheiden. Die Abtpräses der Zisterzienserkongregationen beschlossen die Wahl eines Abtkoadjutors mit dem Recht der Nachfolge und beauftragten mit der Durchführung der Wahl Abt Theobald Scharnagl von Osseg. Diese Wahl wurde am 21. Dezember 1938 im Stift Hohenfurth durchgeführt. Mit 45 von 46 abgegebenen Stimmen wurde Pater Dr. Dominik Kaindl zum Koadjutor gewählt. Im Amtsblatt der Diözese Linz wird Pater Dr. Dominik Kaindl mit folgenden Ämtern betraut: „Abtkoadjutor der Zisterzienser von Hohenfurt, Kreisdechant und Kreiskämmerer und Expositus in Kienberg“.

Bedingt durch die politische Situation folgten für das Stift schreckliche Jahre. Am 17. April 1941 wurde das Kloster, wie einige andere Stifte im Gau Oberdonau, von der Linzer Gestapo aufgehoben. Für Pater Dr. Dominik Kaindl bedeutete dies, dass er als Pfarrer nach Kienberg ging und dort die Familie seines Bruders Thomas Kaindl aufnahm, die bei ihm wohnte.

1946 wurde er, wie seine deutschen Pfarrangehörigen, ausgewiesen. Er ging zunächst in das Stift Rein, später in das Stift Heiligenkreuz. Dort arbeitete er als Professor für das Alte Testament von 1950 bis 1964 und für Patrologie von 1950 bis 1970. Außerdem bekleidete er in der Zeit von 1955 bis 1966 das Amt des Subpriors und des Stiftspfarrers. 1950 wurde das 1945 wieder erstandene nur tschechische Stift Hohenfurth von den Kommunisten, wie alle Klöster in der Tschechoslowakei, aufgelöst.

Seine letzten Lebensjahre waren geprägt von einer außerordentlichen Bescheidenheit. So soll Kaindl sein Gebiss von einem verstorbenen Mitbruder übernommen haben, das daher für ihn nicht so recht passte. Auch mit der Sehhilfe wartete er so lange, bis seine Nichte, die bei einem Optiker arbeitete, ihm eine Brille in seiner Sehstärke spendierte. Nicht ohne Grund schreibt der Abt von Heiligenkreuz am 22. Februar 1973 in der Todesanzeige von Kaindl von „einem arbeitsreichen Leben und in Geduld getragenen Altersbeschwerden“.

Das Nekrologium des Stiftes Heiligenkreuz benennt ihn als: „1973 A. R. P. Dominicus Kaindl, doctor et professor theologiae, professus Altavadensis, ibidem quondam abbas coadiutor et vicarius generalis dioecesis Budvicensis, parochus em. Sanctæ Crucis et subprior“.

Anstelle weiterer Ausführungen zitiere ich die Dichterin Karoline Pichler, deren Verse anscheinend Dominik Kaindl so gut gefallen haben, dass er sie in den letzten Zeilen seines Buches zitiert:

„So wurde Hohenfurt erbauet,
das itzt noch an der Moldau Strand
in Herrlichkeit der Enkel schauet;
und von der Fluten Bahn bekannt

ein Denkmal ist's der Zeit geblieben,
wo noch ein frommer Sinn gelebt,
der, unbestrickt von ird'schen Trieben,
nach Hohem, Ewigem gestrebt!“

Nach der politischen Wende des Jahres 1989 ist auch Hohenfurth wieder als Stift auferstanden.

Johannes Höring

Karlsbad als eine der „Gegenwelten jüdischer Kulturen der Moderne“

„Es ist schwer über Karlsbad zu schreiben, nicht etwa, weil es nichts zu erzählen gibt, sondern weil zu viel da ist.“ Das schrieb Zevi Hirsch Wachsman in seinem 1936 in Warschau gedruckten jiddischen Buch *In land fun maharal und masarik*. Zitiert wird dieser Satz von Mirjam Triendl-Zadoff in ihrem 2007 erschienenen Buch *Nächstes Jahr in Marienbad. Gegenwelten jüdischer Kulturen der Moderne*, für das die Verfasserin den Promotionspreis der Münchner Universitätsgesellschaft bekam. Im Titel wird zwar Marienbad genannt, aber die Arbeit handelt von den drei westböhmischem Weltbädern Karlsbad, Marienbad und Franzensbad, von ihren „Brunnen, Promenaden und Hotels und den Juden aller Schichten, Zionisten, Dichtern und freundlichen Exoten“, die dort bis zum Schicksalsjahr 1938 ihre Sommer verbrachten und für welche die Fahrt nach Westböhmen eine „Abreise ins Paradies“ war.

Die vielsprachige Historikerin benutzte deutsche und englische, tschechische, jiddische und hebräische Quellen und Literatur und fand ungedruckte Quellen in Archiven in Europa, Jerusalem und in den USA. Sie spricht von den *jüdischen* Orten Karlsbad, Marienbad und Franzensbad als einer Welt, die existierte, „bis der Brand des Ersten Weltkrieges das Ende der kosmopolitischen Illusion auslöste und damit auch deren jüdische Orte nachhaltig veränderte.“ Karlsbad wird am intensivsten dargestellt, auch wenn im Titel des Buches nur von Marienbad die Rede ist. Es ist das damalige Kurbad schlechthin, ein „Kurbad als Ort medizinischer Heilsversprechen und Innovation einerseits und Ort bürgerlicher Vorstellungen von Repräsentation, Ästhetik, Konsum, Gesundheit und Krankheit andererseits.“

Wir erfahren, wie sehr das jüdische Bürgertum Mittel- und Ostmitteleuropas von Karlsbad angezogen wurde, aber auch die Zionisten und die orthodoxen Ostjuden, die Chassidim. Israel Joshua Singer wird von Frau Triendl-Zadoff zitiert, der ironisch behauptete, dass manche Juden Karlsbad als Kurort mieden, „weil es ihnen zu jüdisch war“. Als Anekdote wird erzählt, dass für die osteuropäischen Juden

Karlsbad Synonym und Symbol für Kur war, wie heute Spa. Fragte man in einem der Züge nach Westböhmen, ob der Mitreisende nach Karlsbad fahre, so antwortete er mit Ja, auch wenn er einen anderen Kurort als Ziel hatte. Seit Karlsbad an das Eisenbahnnetz angeschlossen war, kamen zahlreiche Luxuszüge aus Warschau und Lodz, aber auch aus London und Paris, Berlin und Wien in den Karlsbader Centralbahnhof. Die South Eastern Railway hatte eine Direktverbindung von London nach Karlsbad, im Sommer fuhr täglich ein Kurswagen des Orient-Express Ostende-Wien-Konstantinopel nach Karlsbad. Der Kurswagen war so gefragt, dass daraus bald ein eigener Luxuszug gebildet wurde. Die Gäste aus Russland kamen mit dem Nordexpress nach Berlin, von dort hatten sie direkten Anschluss nach Karlsbad mit seinen Fiakern, Einspannern und bald auch den Bussen am Centralbahnhof. Dieser Bahnhof war das Eingangstor zu einem historischen Karlsbad, das die Autorin dieses Buches einen Ort mit vielen Zugängen nennt, die sie in ihrem Werk aufzeigt. Sie beschreibt ihn: „... in einem literarischen Ort, einem imaginierten Ort, einen Ort der nostalgischen Erinnerungen, einen Ort der Begegnung, einen Ort der Krankheit und der Gesundheit, einen Ort des Vergnügens und Amüsemments, einen weiblichen Ort, einen jüdischen Ort, einen deutschen Ort und einen tschechischen Ort.“

Das jüdische Karlsbad wird dann in mehreren Kapiteln lebendig beschrieben. Vom „Carlsbader Israelitischen Armenspital“, das 1847 eröffnet wurde, bis zu einer Reportage des bereits genannten Journalisten Zevi Hirsch Wachsman aus dem Jahre 1947 schildert Frau Triendl-Zadoff ein buntes, prall mit Ereignissen und Charakteren erfülltes Jahrhundert. Wachsman schrieb 1947 über seine Reise für das jiddische Blatt *Der viderstand*, das in New York erschien. 1936 hatte er bereits aus Warschau über Karlsbad berichtet, zunächst in Jiddisch, dann ein Jahr später auch in einer überarbeiteten deutschen Fassung. Er schrieb damals 1937: „Wozu noch Karlsbad beschreiben, das doch ein spezifisch jüdischer Kurort ist? Oder gar über Franzensbad berichten, das nicht bloß Doktoren, sondern auch Rabbiner den kinderlosen Frauen empfehlen? ... Die ganze Welt kennt alle diese Orte, aber deshalb ist diese Wahrheit, so glaube ich, für diejenigen, die sie zum ersten Male hören, ebenso interessant wie für diejenigen, denen diese Beschreibungen nur angenehme Erinnerungen wiederbringen.“

Die deutsche Fassung trug 1937 den Titel: *Gute Nachbarschaft. Ein ernst-heiteres Reisebuch aus der CSR* und war in Wien erschienen. Ein Jahrzehnt später schreibt er in *Der viderstand. Naves buletin* eine Reportage *Zwei raysebriver*. Der erste trägt noch die Überschrift: *Nito keyn ayserner forhang arum tschekhoslovakje*. Wachsman irrte sich: Der Eiserne Vorhang fiel schon im Februar 1948, als die Kommunisten die Macht übernahmen. 1947 schrieb Wachsman noch,

dass man auf den Karlsbader Promenaden wieder Jiddisch hörte, Englisch, Russisch und Hebräisch. Die Leser in New York konnten erfahren, dass es wieder jüdische rituelle Hotels und Restaurants gab. „Die Bäder sind dieselben und die Luft ist genauso gut wie früher, nur die Deutschen sind nicht da und das ist gut so.“

Aber bald wurden die Bäder verstaatlicht, die Mühlbrunnen-Kolonade wurde eine Kolonnade der Tschechoslowakisch-Sowjetischen Freundschaft und Karlsbad lag hinter dem Eisernen Vorhang.

Wir werden über einige weitere Kapitel dieses Buches *Nächstes Jahr in Marienbad* in den nächsten Ausgaben berichten, denn Karlsbad war bis 1938 nach Prag, Pilsen und Teplitz-Schönau die viertgrößte Judengemeinde Böhmens. Dabei durften sich erst seit Mitte des 19. Jahrhunderts Juden in Karlsbad niederlassen! Aber 1921 und 1923 tagten dort Zionistische Weltkongresse, wo auf dem ersten im Jahre 1921 der berühmte Philosoph, Theologe und sprachgewaltige Bibelübersetzer Martin Buber Verständigung mit den Arabern in Palästina forderte! Mehr als neunzig Jahr später, nach dem neuen Gaza-Krieg 2014, sind beide Völker entzweit denn je, aber die Tschechische Republik ist schon zehn Jahre in der Europäischen Union und Deutsche seit Jahrzehnten wieder als Kurgäste und Touristen in Karlsbad.

Rudolf Grulich

Juden in Böhmen-Mähren oder Sudetendeutsche mosa- ischen Glaubens?

In Österreich-Ungarn galten die Juden als eine Konfessionsgruppe, bei der Volkszählung 1921 in der CSR auch als Nationalität. Die meisten Juden bekannten sich damals zum Deutschtum. Dafür möchte ich nur die Aussage von Else Bergmann, der Frau des Gründers und Präsidenten der Hebräischen Universität in Jerusalem Hugo Bergmann, von 1936 anführen, dass „an unserem Deutschtum kein Zweifel besteht“. Sie war die Tochter von Berta Fanta, in deren Prager Salon Persönlichkeiten wie Max Brod und Franz Kafka zu Gast waren, aber auch Albert Einstein während seiner Zeit als Professor in Prag.

Auch das „Österreichische Reiterlied“ des bereits 1914 gefallenen jüdischen Offiziers Hugo Zuckermann aus Eger spricht dafür, das Franz Lehár vertonte. Apropos Lehár! Ihm wurde von Musikwissenschaftlern als bedeutendster und erfolgreicher Operettenkomponist der Mährer Leo Fall zur Seite gestellt, der durch Werke wie *Der fidele Bauer*, *Die Dollarprinzessin*, *Die Kaiserin* oder *Die Rose von Stambul* bekannt ist. Aber wer kennt den Vater Moritz Fall aus Holleschau und seine Werke, wer die musikalischen Werke von Leos Brüdern Siegfried und Richard, die beide Opfer der nationalsozialistischen Judenmorde wurden?

Wolfgang Stingl

Drei-Länder-Wallfahrt

(Österreich, Italien, Slowenien)
nach Friaul vom 8. bis 14. Juni
2015

Seit einigen Jahren haben wir Fahrten in östliche Nachbarländer angeboten. Diesmal wollen wir ein Jahrzehnt nach der Osterweiterung der Europäischen Union in das Dreiländereck Österreich, Italien, Slowenien fahren mit dem Schwerpunkt Friaul. Diese mitteleuropäische Kulturlandschaft gehörte bis 1866 bzw. 1918 zu Österreich. Noch in der Zeit des Kommunismus gab es aber dort schon seit 1976 die Wallfahrt dreier Völker, bei der sich jedes Jahr Gläubige aus Italien, Österreich und Jugoslawien jeweils in einem anderen Wallfahrtsort der Grenzdiözesen dieser Länder trafen. Heute sind die Grenzen gefallen, die Länder gehören zur EU wie vor 100 Jahren zur Habsburgermonarchie. Am Dreiländereck bei Tarvis treffen sich die großen Sprachfamilien der Germanen, Romanen und Slawen.

Mit der Erhebung der Slawenapostel Cyrill und Method zu Patronen Europas hat der nun heiliggesprochene Papst Johannes Paul II. die Wende im Osten und die Einigung Europas eingeleitet. Friaul war Jahrhunderte hindurch ein geistliches Gebiet des Patriarchats von Aquileja. Der Nationalismus des 19. Jahrhunderts und zwei Weltkriege haben in diesem Gebiet viele Opfer gekostet, ehe die verschiedenen Völker dort friedlich leben konnten.

Pater Hermann-Josef Hubka, der geistliche Assistent von Kirche in Not Deutschland, wird uns betreuen, die wissenschaftliche Betreuung übernimmt wieder Professor Rudolf Grulich. Er wird uns erleben lassen, wie Römer und Langobarden, Byzantiner und Venezianer, Slawen, Österreicher und Furlaner diesen Raum Europas gestaltet haben, der einst dem Patriarchat Aquileja unterstand. Wir werden kulturelle Zeugnisse aus zwei Jahrtausenden sehen, römische Denkmäler, Kirchen, Dome und Schlösser, aber auch Gebeinhäuser der blutigen Isonzoschlachten und die Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg, in dem 1944 hier sogar ein Kosakenstaat entstehen sollte.

Unser Programm:

Montag, 8. Juni 2015: Abfahrt um 10.30 Uhr ab München Ostbahnhof über Salzburg und Villach nach Tarvis. Von dort Weiterfahrt nach Udine. Abendessen und Übernachtung.



Turm von Aquileja

Dienstag, 9. Juni 2015: Am Vormittag erkunden wir Udine, das im Mittelalter noch Weiden hieß und letzter Sitz des Patriarchates Aquileja war. Wir besuchen den Dom und die Innenstadt mit ihren Palästen und feiern die hl. Messe in der Kapelle der Basilika Madonna delle Grazie. Der Nachmittag führt uns nach San Daniele mit seinem Dom und der Altstadt im sogenannten „Burgenland“.

Mittwoch, 10. Juni 2015: Nach dem Frühstück brechen wir nach Gorizia auf, das deutsch Görz hieß und bis 1918 Hauptort der österreichischen Grafschaft Görz und des Küstenlandes war. Dort sehen wir den Dom und die große barocke Jesuitenkirche. Görz ist heute geteilt, denn Neu-Görz (Nova Gorica) gehört seit 1947 zu Jugoslawien bzw. heute zu Slowenien. Nach einer Mittagspause fahren wir nach Nova Gorica, das ein französischer (!) Pilgerort ist wegen der Bourbonengräber. Die im Ersten Weltkrieg zerstörte, aber wieder aufgebaute Wallfahrtskirche auf dem Monte Santo ist unser letztes Ziel.

Donnerstag, 11. Juni 2015: Über Cividale mit seiner Altstadt als UNESCO-Weltkultur-Erbe und das nach dem Erdbeben von 1976 wieder aufgebaute Gemona mit seinem Dom fahren wir nach Norden auf den Luschariberg, bis 1918 der größte Wallfahrtsort Kärntens. Er wird von Slowenen, Österreichern, Italienern und Furlanern besucht. An diesem Tag werden wir auch Denkmäler der Kosakentragödie 1944/45 finden.

Freitag, 12. Juni 2015: Wir besuchen (wie bereits 2013) Grado mit Kirchen aus dem 6. Jahrhundert und Aquileja mit seinem Dom und den römischen Ausgrabungen, aber auch die Insel Barbana, deren Muttergotteskirche bis 1914 auch ein österreichischer Wallfahrtsort war.

Samstag, 13. Juni 2015: Der letzte Tag vor der Rückfahrt gilt der Hafenstadt Triest, die mehr als ein halbes Jahrtausend zu Österreich gehörte und deren Kirchen (Dom, griechische, serbische, armenische Kirchen u. a.) unser Ziel sind. Triest war bis 1954 ein Freistaat, bevor das Gebiet zwischen Italien (Zone A) und Jugoslawien (Zone B) geteilt wurde.

Sonntag, 14. Juni 2015: Nach dem Frühstück Rückfahrt nach München.

Enthaltene Leistungen:

Busfahrt ab und bis München im komfortablen Reisebus. 6 Übernachtungen, 6 x Halbpension (Frühstück und Abendessen).lle Fahrten im Lande, Fähre zur Insel Barbana, Reiseleitung.

Preis der Reise:

Doppelzimmer: pro Person 750.—EUR,

Einzelzimmer: 875.—EUR

Anzahlung: pro Person 200.—EUR

Einladung

zur Studienfahrt
vom 6. bis 10. Juli 2015

*Auf jüdischen Spuren in
Westböhmen*

Im Egerland und im nördlichen Böhmerwald gab es wie überall in Böhmen und Mähren-Schlesien durch Jahrhunderte hindurch auch zahlreiche jüdische Gemeinden. Heute erinnern nur noch Friedhöfe und einige Gebäude erhaltener Synagogen an die jüdischen Mitbürger, die sich meist zur deutschen Kultur bekannten. Nach unserem

erfolgreichen Versuch eines Hebräisch-Kurses für Heimatforscher 2014 laden wir für die Zeit vom 6. bis 10. Juli zu einer Studienfahrt „Auf jüdischen Spuren in Westböhmen“ ein. Neben jüdischen Erinnerungsstätten soll dabei auch das unbekanntere „Neuböhmen“ nahe gebracht werden, also die Zeit, als Kaiser Karl IV. von Nürnberg bis zur heutigen böhmischen Grenze auf eigenem Grund durch Neuböhmen fuhr. Wir werden ein anspruchsvolles Programm bieten und den Interessierten nach der Anmeldung Materialien zur Vorbereitung und zum Arbeiten während der Fahrt zusenden.

Unser Programm:

Montag, 6. Juli 2015: 8.30 Uhr Abfahrt mit dem Bus ab Frankfurt-Hauptbahnhof über Würzburg nach Nürnberg, wo um 12.00 Uhr am Busbahnhof nahe des Hauptbahnhofs eine weitere Zustiegemöglichkeit besteht. In Nürnberg-Erlenstegen halten wir am alten Grenzstein, der noch heute besteht und die Aufschrift hat: „Böhmische Grenze“. Wir fahren dann weiter nach Sulzbach-Rosenberg. Sulzbach war unter Kaiser Karl IV. die Hauptstadt von Neuböhmen. Bis zum 19. Jahrhundert war dort eine bekannte hebräische Druckerei. Abendessen und Übernachtung in Neukirchen beim Heiligen Blut.



Synagoge von Pilsen

Dienstag, 7. Juli 2015: Nach dem Frühstück fahren wir über die Grenze nach Tschechien, wo Taus (Domažlice) unsere erste Station ist, bekannt als Stadt der Choden, der alten Grenzwächter, aber auch als Sitz einer jüdischen Gemeinde. Wir bestaunen den herrlichen Marktplatz, die Dientzenhoferkirche und das Chodenschloss und besuchen den jüdischen Friedhof. Weitere Stationen des Tages sind Klattau (Klatový). Schüttenhofen (Sušice) und Hartmanitz (Hartmanice) mit der restaurierten Berg-Synagoge. Selbstverständlich werden wir in diesen Städten nicht nur jüdische Denkmäler, sondern auch die malerischen Marktplätze, Kirchen und andere Bauwerke bewundern. Nach dem Abendessen Gelegenheit zur Diskussion und Hebräisch-Übungen.

Mittwoch, 8. Juli 2015: In Ronsperg ist der erste Aufenthalt des Tages, wo die Familie Coudenhove ein Schloss hatte und die Juden schützte. Über die ehemaligen Judengemeinden Tachau und Kuttentplan kommen wir nach Marienbad und beenden die Fahrt vor der Rückkehr nach Neunkirchen am Friedhof in Ammonsgrün. Alle diese Stätten haben sehenswerte Judenfriedhöfe.

Donnerstag, 9. Juli 2015: Der letzte Tag in Tschechien gilt der Kulturhauptstadt Europas 2015. In Pilsen werden wir nicht nur den Dom und die Altstadt sehen, sondern auch die zweitgrößte Synagoge Europas und die drittgrößte der Welt. Sie ist aber heute nur Museum und Konzertsaal. Die einmal große jüdische Gemeinde von 3500 Mitgliedern ist heute mit 60 Juden nur ein Schatten ihrer selbst.

Für alle Tage gilt: Je nach Wetterlage und Pünktlichkeit der Mitreisenden können wir angesichts vieler Sehenswürdigkeiten rechts und links der Route noch weitere Programmpunkte einbauen. Am letzten Abend halten wir Manöverkritik und planen ähnliche Fahrten in andere Landesteile.

Freitag, 10. Juli 2015: Auf der Rückfahrt halten wir in Lauf, wo Kaiser Karl IV. das Wenzelschloss auf einer Insel in der Pegnitz bauen ließ. Im Wappensaal des Schlosses finden wir 118 farbige in Stein gehauene Relief-Wappen aller Besitztümer und Herrschaftsgebiete des Kaisers. Ankunft in Frankfurt am späten Nachmittag.

Enthaltene Leistungen:

Busfahrt ab und bis Frankfurt im komfortablen Reisebus. 4 Übernachtungen, 4 x Halbpension (Frühstück und Abendessen). Alle Fahrten im Lande, Eintritte und Führungen.

Preise:

| | | |
|---------------|-------------|----------|
| Doppelzimmer: | pro Person: | 450.—EUR |
| Einzelzimmer: | | 530.—EUR |
| Anzahlung: | pro Person: | 200.—EUR |

Weitere Termine 2015

Unser **Hebräisch Kurs für Heimatforscher** wird auch im Jahr 2015 fortgeführt und zwar am **Samstag, dem 18. April und am 20. Juni**, jeweils von **10.00 bis 16.00 Uhr** im **Haus Königstein**.

Die beiden Kurstage sollen auch eine **Einführung** geben in die vom **6. bis 10. Juli** geplante **Studienfahrt Auf jüdischen Spuren in Westböhmen**.

Für unsere Tage der offenen Tür haben wir folgende Themen vorgesehen:

9. Mai 2015: **Schwaben und die Sudetendeutschen**

Der Vortrag von Professor Rudolf Grulich soll uns auf den Sudetendeutschen Tag in Augsburg vorbereiten.

18. Juli 2015: **Der Völkermord an den Armeniern 1915**

19. September 2015: **Die Sudetendeutschen und die Ukraine**

Wir beginnen jeweils um **14.00 Uhr** und führen die Veranstaltung zusammen mit dem Katholischen Bildungswerk Nidda-Stockheim-Ranstadt durch.

Unkostenbeitrag: 2,— EUR.

Wir möchten an dieser Stelle allen Spendern herzlich danken, denn ohne diese Unterstützung könnten wir unsere Mitteilungen nicht versenden. Die Kosten für den Unterhalt unseres Hauses, aber auch für Druck und Versand steigen ständig. Es steigen aber auch die Anfragen in unserem Institut, was das gestiegene Interesse an Fragen unserer alten Heimat beweist.

Daher unsere Bitte an alle Leser:

Bedenken Sie dies bitte und unterstützen Sie uns durch Ihre Spende. Schon ein kleiner Betrag hilft uns sehr!

Unser Spendenkonto:

Postbank Frankfurt am Main

IBAN: DE51 5001 0060 0269 4446 02

BIC: PBNKDEF

Damit wir Ihnen eine Spendenbescheinigung senden können, vermerken Sie bitte Ihre Anschrift auf dem Überweisungsformular.

Vielen Dank!

Ein sudetendeutscher Missionar in Bolivien

Unser Landsmann Pater Walter Neuwirth OFM berichtet in seiner Autobiographie *Ein Leben in Dankbarkeit* über sein Wirken als Missionar in Bolivien und speziell im Guarayodorf Urubichá.

Pater Walter Neuwirth OFM wurde 1935 in Wihorschen im Böhmerwald geboren und gelangte mit seiner Familie nach der Vertreibung 1946 über Riedenburg im Altmühltal nach Prunn. Nach Beendigung der Volksschule wurde Neuwirth als Schneiderkandidat im Kloster Dietfurt aufgenommen, doch nur wenige Zeit später sollte er das Angebot annehmen, das Abitur in Landshut nachholen zu dürfen. Anschließend trat Neuwirth als Klerikernovize in den Franziskanerorden im Kloster Dietfurt ein. Nach seiner Priesterweihe 1964 ließ sich Neuwirth nach Bolivien entsenden.

Pater Walter Neuwirth hat nun auf Bitten seiner Mitbrüder zum 50. Priesterjubiläum seine Autobiographie *Ein Leben in Dankbarkeit* veröffentlicht, ein Buch, in dem er – nach einem Vorwort von Bruder Martin Sappl OFM und seinem persönlichen Geleitwort an den Leser – zunächst über sein Leben bis zur Aussendung nach Bolivien schreibt, dabei auch die Vertreibung und den Neubeginn in Bayern beschreibt und von seiner Motivation für den Beruf als Priester berichtet.

Es folgen historische Berichte über seine erste Wirkungsstätte San Javier, dem Ort, an dem die fruchtbare Missionstätigkeit der Missionare des heiligen Ignatius von Loyola (Jesuiten) bereits 1691 begann, sowie über die Schwierigkeiten für die indigene Bevölkerung, die mit der Vertreibung der Jesuiten 1767 aus San Javier und Bolivien verbunden waren. Die Missionsstationen wurden sodann von Diözesanpriestern von Santa Cruz besetzt. Doch statt einer fruchtbaren Fortführung der Seelsorge begann ein langsamer Zerfall, denn Ende des 18. Jahrhunderts siedelten sich weiße Herren an, denen die Indios unterstanden. Eine zunehmende Verschlechterung der rechtlichen Situation erfuhr die Bevölkerung durch die Gründung der selbständigen Republik Bolivien 1825. Die Folge sei mitunter gewesen, dass die Indios zu Leibeigenen wurden, für die es nur Pflichten, aber keine Rechte mehr gab. Die soziale Frage, die hinter diesem Problem steht, ist und war eines der großen Anliegen von P. Walter Neuwirth während seiner gesamten Missionstätigkeit.

In seiner zweiten Wirkungsstätte, im Guarayodorf Urubichá in der „abgelegensten Pfarrei des Vikariates Ñuflo de Chávez“, das im 19. Jahrhundert von Franziskanermissionaren gegründet worden war, wurde er ab 1967 bis 2010 mit der Seelsorge betraut und konnte dort während seiner Wirkungszeit viele Projekte verwirklichen.

Dabei berichtet Pater Walter Neuwirth von vielen Bauarbeiten und Renovierungen von Gebäuden und Einrichtungen und dem Ausbau von Wegen in der kargen Pampa – in politischer wie in kirchlicher Hinsicht. Auch in ideeller und kultureller Hinsicht förderte P. Walter Neuwirth die Bevölkerung Urubichás und so schreibt Bruder Martin Sappl OFM treffend: „Im Laufe der Jahre hat er die Kultur der Guarayoindianer immer besser kennen und schätzen gelernt und war erstaunt über die Werte und Talente, die er in ihr vorfand. So hatte er das Geschick, ihre Begabung für die Musik zu fördern, sodass ein Chor und ein Orchester in der Gemeinde gegründet wurde.“

Das Buch ist in einzelne Perioden unterteilt, wobei als zeitlicher Maßstab jeweils die Intervalle zwischen den Heimaturlauben und die Urlaube selbst angenommen werden. Innerhalb dieser großen Abschnitte finden sich wiederum einzelne kleine Kapitel, die sich meist auf besondere Ereignisse oder Vorkommnisse in Urubichá und Umgebung beziehen. Auch Feierlichkeiten, wie das 25jährige Priesterjubiläum von P. Walter Neuwirth etwa, werden angesprochen.

Im Abstand von fünf bis sechs Jahren trat P. Walter Neuwirth jeweils einen etwa sechswöchigen Heimaturlaub an, in dem er nicht nur seine noch lebenden Geschwister sondern auch einzelne Pfarreien und Einrichtungen in seiner Heimatdiözese Regensburg besuchte und mittels Diavorträgen von seinem Leben als Missionar in Urubichá und seinen Projekten berichtete. Auch im Institut für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien, das bis 2006 noch in Königstein im Taunus beheimatet war, stellte Neuwirth sein Wirken in Bolivien vor.

In seinem Nachwort dankt P. Walter Neuwirth schließlich auch den Hilfswerken und Spendern, die er in Anspruch genommen hat, so unter anderem auch dem Deutschen Böhmerwaldbund in Ingolstadt, der Böhmerwaldzeitschrift *Glaube und Heimat* und dem Hilfswerk Kirche in Not. Wegen seiner sehr angeschlagenen Gesundheit infolge zweier Schlaganfälle entschied sich P. Walter Neuwirth 2010, die Seelsorge in Urubichá aufzugeben und in den Konvent San Antonio in Santa Cruz zu ziehen, wo er heute lebt.

Das Buch von Pater Walter *Ein Leben in Dankbarkeit* ist nicht im Buchhandel erhältlich, kann aber beim Franziskaner-Missions-Verein in Bayern bestellt werden: St.-Anna-Str. 19, 80538 München, e-mail: missionsverein@franziskaner.de.

Um die Sprache der Guarayos kennenlernen zu können, empfiehlt sich die Kinderbibel (*Gott spricht zu seinen Kindern*) in der Guarayosprache. Diese Übersetzung aus dem Spanischen wurde von Pater Walter Neuwirth initiiert. Die Kinderbibel kann über das Hilfswerk Kirche in Not in München bezogen werden.

Julia Nagel

Unser BÜCHERANGEBOT

Neu-Erscheinung!

Nidda-New York-Eger. Gedenkschrift zum 100. Geburtstag von Siegfried Strauss, eines jüdischen Niddaers und Festschrift zum 70. Geburtstag von Wolfgang Stingl. 208 Seiten, EUR 14,80.

Böhmisch-mährische Medaillons als Festschrift zum 70. Geburtstag von Rudolf Grulich, Herausgegeben vom Haus Königstein, Nidda, 416 Seiten, EUR 19,80.

Brigitte Muth-Oelschner, **Wo Gott nicht sein darf, schickt er einen Engel.** 279 Seiten. EUR 10,00.

Adolf Hampel, **Mein langer Weg nach Moskau.** 176 Seiten, EUR 12,80.

Rudolf Grulich, **Maria – Königin des Ostens. Wallfahrten zu marianischen Pilgerorten Osteuropas.** 164 Seiten, EUR 5,00.

Emil Valasek, **Der Kampf gegen die Priester im Sudetenland.** 240 Seiten, EUR 19,80.

Rudolf Grulich, **Christen unterm Halbmond. Vom Osmanischen Reich bis in die moderne Türkei.** 176 Seiten, EUR 16,80.

Rudolf Grulich, **Konstantinopel. Ein Reiseführer für Christen.** 287 Seiten, EUR 14,80.

Arnold Spruck, **Wittichenau und die Länder der böhmischen Krone. Geschichte einer Nachbarschaft über 760 Jahre.** 272 Seiten, EUR 19,80.

Reihe Kirche und Heimat zur Vertriebenenseelsorge:

Band 1: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **80 Jahre im Weinberg des Herrn.** Zum 80jährigen Priesterjubiläum von Geistlichem Rat Alois Tille. 144 Seiten, EUR 7,80.

Band 2: Rudolf Grulich – Adolf Hampel (Hrsg.), **Kirche und Heimat. Vertriebenenseelsorge im Bistum Mainz.** 207 Seiten, EUR 9,80.

Band 3: Hermann Heinisch, **„Dort auch bist ja Du mir nahe“.** 384 Seiten, EUR 14,80.

Band 4: Rudolf Grulich – Wolfgang Stingl (Hrsg.), **Kirchliche Beheimatung in Franken.** 224 Seiten, EUR 14,80.

Band 5: Walter Schwarz, **Das Todesproblem in der Dichtung „Der Ackermann und der Tod“.** 112 Seiten, EUR 7,80.